Zeitschrift: Schweizer Kunst = Art suisse = Arte svizzera = Swiss art
Herausgeber: Visarte Schweiz
Band: - (1961)
Heft: 9-10

Nachruf: Grabrede von Pfarrer P. Marti
Autor: Marti, P.

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zielle Form und Gestalt hat, um als Einzelnes zur vollendeten Ganzheit beizutragen.
Uns ist heute zu Mute, als stehe die kleine Schulhausturmuhr da drüben für immer still, als sei das Lebensband der Oschwand für immer abgerissen. Wir sind eine Halbheit geworden, unsere Wiesen und Wälder haben ihren Glanz verloren.
Und noch viel einsamer stehen die lieben Angehörigen da. Im großen Atelier hier, im blumenüberfüllten Garten, ist kein Cuno, kein Götti, kein «Unggle» mehr anzutreffen, alles ist leer, die Pinsel bleiben unberührt auf der Staffelei liegen, die angebrauchten Farbtuben werden nie mehr geleert. Doch bleiben uns seine Bilder. Mit ihnen steht er jeden Tag wieder neu vor uns. Und diese zwei Häuser hier, sie gehören ebenfalls als Symbol des großen Toten zu unserer Oschwand. Wir wollen sie behalten und ehren, damit unsere Heimat nicht ihren Sinn und ihre Bedeutung verliert.

GRABREDE VON PFARRER P. MARTI

Am Sarge von Cuno Peter Amiet, Sohn des Joseph Ignaz und der Katharina geb. Kuster, von Solothurn, Seeberg und Herzogenbuchsee, Witwer der Anna Mathilde geb. Luder, geboren am 28. März 1868, gestorben auf der Oschwand am 6. Juli 1961 und daselbst beerdigt am Montag, den 10. Juli 1961.
1. Kor. 13, 1–3. 12. 13.

Verehrte Trauerversammlung,
liebe trauernde Angehörige Cuno Amiets

Bei der Nachricht vom Tode Cuno Amiets stiegen die Erinnerungen an ihn drängend empor. Wenn wir sie dann zu ordnen versuchten, erhellte alles, jedes Wort, das wir von ihm bewahrt hatten, das Eine und Gleiche. Mir schien, auch das scheinbar Zufällige sei immer ein Zeugnis aus der Mitte seiner bedeutenden und glücklichen Individualität gewesen. Individuum heißt Atomon, das ist das Unteilbare. Von welcher Seite man sich ihm näherte und wie er sich wandelte, so war er immer ganz da. Auf demselben liebenswürdigen Blatt zeichnete er den Kopf des Jünglings und des Greises, sich selbst am Anfang und Ende eines reichen Lebens – aber immer derselbe Cuno Amiet.
Einst dankte er der Universität Bern für die erwiesene Ehrung mit der Schenkung eines Bildes, «Die Freude». Dankbare Freude leuchtete auf, wenn er von seiner Jugend in Solothurn erzählte, vom Elternhaus, vom Vater, dem Staatsschreiber, der die Regesten des Fraubrunnenklosters herausgegeben und eine Reihe von lesenswerten historischen Arbeiten verfaßt hatte. Cuno Amiet erinnerte sich daran, daß einst ein anderer Staatsschreiber, Gottfried Keller, bei seinem Vater in Solothurn auf Besuch war, bei einem eidgenössischen Fest – aber vermutlich war es jener Volkstag vom Jahre 1873, dem wir das Lied verdanken «Schließt auf den Ring, drin wir im Frieden tagten . . .» Hell leuchteten die Augen, wenn er ein Aquarell des Gymnasiasten vorwies und aus der Distanz zum Knaben und Jüngling sagen durfte: «Das könnte ich heute nicht besser malen!» Mit dankbarer Freude und Liebe erzählte er von seinem genialen Lehrer Frank Buchser, über den er früh hinausschritt, aber den er lebenslang in Ehren hielt.
Wir können hier nicht seinen Werdegang schildern; darüber gibt es Aufsätze, Schriften und Bücher, deren erste vor beinahe 50 Jahren erschienen*.

* Zum 90. Geburtstag erschien: Tatarinoff, Adèle: Cuno Amiet, ein Malerleben, Verlag Vogt-Schild AG, Solothurn. Es enthält die wesentliche Buchliteratur über den Künstler. Überaus wertvoll ist hier der Bericht über die Familie Amiet in Solothurn, mit feinem Verständnis wird namentlich die Frühzeit Amiets geschildert.

Wenn aber selbst in dieser Stunde sein Name Dank und Freude weckt, dann wird man bei diesem glücklichen Manne nicht vergessen dürfen, daß die kraftvolle gesunde Heiterkeit seiner Anlage in schweren Werdejahren behauptet und neu erkämpft werden mußte. Er hatte es nicht leicht, und er machte es sich nie leicht. – Zwar war er frühe schon, zur Rechten und zur Linken, vor sich, dann in seinem Gefolge, umgeben von einer stürmischen Schar Hochbegabter. Er war 22jährig, als van Gogh 1890 starb, und er stieß in der Bretagne auf die Spuren eines andern, der auch als verrückt galt, Gauguin, der 1903 starb. Nur dies: er verstand sie. Er war bei der Vorhut, mit seinem ebenso umstrittenen Freunde Ferdinand Hodler, mit Giovanni Giacometti, Max Buri, einem stets wachsenden Freundeskreis. Bei der Vorhut geht es scharf zu. Aber wie festigt sich da die Freundschaft! Wie stolz ist man, wenn wieder ein Sieg errungen ist und man einander beglückwünschen darf! Hodler sagte, er habe Amiet zeichnen gelernt, aber Amiet habe ihm die Augen für die Farben geöffnet.

Allein – es waren andere nötig, Verstehende wie Miller. Ich darf gewiß von Mandach nennen. Wer wollte sie alle aufzählen!

Vor allem muß aber seine Frau genannt werden, sein Anneli. Sie hat an ihn geglaubt, gerade in den Jahren, da sie ihm zuweilen nur Kartoffeln auf den Tisch stellen konnte, ein Stück Brot und schwarzen Kaffee. Er hat ihr reichlich die Treue vergolten. Nie wurde er müde, diese Gefährtin seiner Kämpfe und seiner wachsenden Erfolge im Bild zu preisen.

Freilich auch da frühe ein großes Leid: die Totgeburt ihres einzigen Kindes! Aber wie haben sie es überwunden! Er führte uns einst ins Schlafzimmer, mit ihr. Da hing etwas wie ein Altarbildchen, ein Triptychon. Geschlossen zeigte es (nach meiner Erinnerung) ein Gerank von Rosen, weißen, blaß-roten; doch als er die Türlein öffnete, sahen wir das von Entsagung gezeichnete Gesicht der Mutter (ernst schaute sein eigenes Antlitz uns entgegen), und da lag auch die Leiche des toten Kindes. Er schloß die Flügel wieder, schweigend, als ob er uns ein Geheimnis verraten hätte; und wieder schauten wir nur die Rosen. Sie haben anderer Eltern Kinder zu sich genommen, Mädchen, Knaben, Jünglinge. Sein Heim war jahrzentelang ein Haus der Jugend – und wir danken ihnen, die nun zum großen Teil ergraut sind, für die Treue und Fürsorge gegenüber den Zieheltern, der mütterlichen Tante, dem väterlichen Mann.

Wie hat sich das Meiste – es geht freilich nie alles auf! – aber wie hat sich das Meiste doch immer ins Schöne gewandelt, in jene Heiterkeit, von der es heißt, daß sie eine sehr ernsthafte Angelegenheit ist. – Vor vielleicht zehn Jahren beschäftigte ihn ein eigenartiger Vorwurf, wie aus dem Geiste von Hieronymus Bosch, «Der Prophet». Ein Begeisterter in ekstatischer Haltung – und um ihn herum die stumpfe, glotzende, dumme, höhnische, gemeine Welt! Was ist daraus nach Jahr und Tag geworden? Ein Bild in leuchtenden, goldenen Tönen: in der Mitte der Künstler der «Wahrheit», und um ihn herum staunende, hingerissene Menschen, die sich der Botschaft geöffnet haben! Es ist nicht jene rührende, ungebrochene Süße, die kindliche Reinheit Fra Angelicos, der kaum ein böses Gesicht malen konnte. Er kannte die Welt, er hatte sie erfahren auf mancherlei Weise. Aber er sagte gelegentlich: «Wenn man lieb hat, dann wird jedes Gesicht schön!» So wie es ist. Man sieht darin das Schöne – wenn man lieb hat! Wir dürfen, seit er hier gelebt hat, dieses stille Hügelland zwischen Emmental und dem Oberaargau, gegen Solothurn hin mit seinen Augen anschauen: die Gärten im Frühlingsschmuck, die herbstliche Fülle unter Fruchtbäumen. Für die Leute hier wurde er bei aller Distanz, die sie unwillkürlich wahrten, doch einer der Ihrigen. Er liebte das Elementare, das letzte Menschliche, und er scheute vor nichts zurück. Wir denken an den «kranken Knaben», der unter der wollenen Decke im sonnigen Garten liegt. Es gibt nicht nur die ununterdrückbare Heiterkeit des genialen Menschen, sondern die Liebe, die alles trägt, alles glaubt, alles duldet und damit auch das Schwerste, den Tod, irgendwie rechtfertigt. – Wir begegneten einander einst vor dem genesenden Mädchen Albert Ankers, das müde im Lehnstuhl sitzt und zum Fenster hinausblickt. «Es ist nicht so krank wie Ihr Bub im Garten!», sagte ich. Er lächelte: «Es wird nächste Woche wieder gesund im Haus herumgehen . . .»

Der kranke Knabe ist mit viel anderem Unersetzlichem aus den Jahren seiner Meisterschaft 1931 in München verbrannt. Man mußte ihn aber erzählen hören, wie er damals nach München reiste, wie er dort die sich ihm gegenüber schuldig Fühlenden tröstete, und wie der Unverwüstliche mit ihnen einen heitern Abend zubrachte! Aber das war die Außenseite. Was er damals und bei ähnlichen Anlässen empfand, das sagt uns ein kleines, liebes Blatt: Feuerflammen unten, Blumen, Rosen in der obern Hälfte, und dazu der Vierzeiler:

Im Unglück liegt ein tiefer Sinn,
Was taub und tot war, ist dahin.
Die Liebe blüht, die Herzen sind offen,
Was kann man vom Leben mehr erhoffen?

Doch es gibt kaum etwas Besseres für einen Mann, als wenn er über sein 90. Jahr hinaus frisch und freudig an seinem Lebenswerk arbeiten darf! Einer seiner Motivkreise ist der Jungbrunnen. So oft wir Amiet begegneten, hatten wir den Eindruck, als ob er sich Tag für Tag in solchem Brunnen erfrischte.

Darf ich noch zu sagen versuchen, was das – nach meinem Dafürhalten – im wesentlichen war?

Ich möchte es eine herzhafte Weltfrömmigkeit nennen. Frömmigkeit! Hier im Atelier steht eine seiner Kreuzigungen. Drunten in der Kirche seiner Gemeinde, die ihn zum Ehrenbürger machte, malte er auf den Stirnwänden des Schiffes den Crucifixus zur Linken, das offene Grab zur Rechten. «Aus Auftrag»!, meinte er einst halb im Scherz, halb im Ernst. Der Hauptmann, der mit zurückgewandtem Gesicht vom Kreuz wegreitet, sei ihm im Traum erschienen und habe ihn geheißen, diese Fresken zu malen. – Recht vereinzelt, wie mich dünkt, steht in seinem Werk das Bild von Predigtgängern an einem herrlichen Frühlingsmorgen, die am Gekreuzigten vorübergehen, ohne ihn zu sehen. Das ist sein Urteil über die Satten, Dicken, Gefühllosen. Allein das war für ihn nicht wesentlich. Aber wie sein Freund Simon Gfeller konnte er sich sehr deutlich aussprechen über eine theologische Verhärtung und Verkrustung, die lebendige Frömmigkeit verdächtigt und abzuwürgen versucht.

Wir hatten bei ihm immer das Gefühl, als ob er Welt und Menschen, die ihn nah und fern umgebende Wirlichkeit, sich in seinem Innersten spiegeln ließe und verstehend und liebend wiedergäbe, verbunden mit dem Reichtum des eigenen Herzens. Wir waren beglückt, weil wir uns von ihm verstanden wußten, fast ein wenig stolz, weil er ein Hochbegabter war; und vielleicht klang in uns auch Gutes auf, das vergessen und verschüttet war. Dabei immer wieder die vornehme Bereitschaft, andere und anders Geartete gelten zu lassen! Und eine Lebendigkeit, die dem eigenen Werk gegenüber kritisch bleibt, nicht nur wegen der Verantwortung seinem Namen gegenüber, sondern aus Achtung vor den Dingen, aus Liebe zu den Menschen. – Als er mit Herrn Peter Talmann als achtzigjähriger Mann endlich Gelegenheit erhielt, im Asyl Gottesgnad in Ittingen das Totenkämmerlein mit dem Engelskonzert auszuschmücken, da konnte er sagen: «Nicht wahr, es ist gut, daß ich das erst jetzt machen kann – es ist fast schöner als der erste Entwurf!» – Aber ein anderes Mal vor einem herrlichen Selbstbildnis: «Ob es gut ist, das kann ich nie mit Gewißheit sagen, das erweist sich in hundert Jahren . . .»

Doch – was habe ich mit dem allem gesagt! Hier in diesem Raume spricht er selber für uns! Der Blick gleitet von einem Werk zum andern, und alle bezeugen dieselbe Liebe, dieselbe dankbare Freude! Und ihr selber, die ihr bis zuletzt dem müde Gewordenen beigestanden seid, die er als seine Kinder ansah, seine Schüler, seine Verehrer, die Leute aus seiner Gemeinde, Maler, Schriftsteller, Musiker, Hochgestellte, die sich um ihn verdient machten, Einfache, die seine Freundlichkeit ehrte, aber mit den Lebenden so viele Tote, die unvergeßlich bleiben, alle sind Glieder einer dankbaren Amiet-Gemeinde, verbunden in Liebe und Frömmigkeit, wie er sie verstand und in uns weckte, in uns dafür das gute Gewissen stärkte.

Doch laßt mich das, was ich zu sagen versuchte, mit den Worten beschließen, mit denen ich angefangen habe: «Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und hätte alle Erkenntnis, und wenn ich Glauben hätte, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze . . . Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, am größten aber unter ihnen ist die Liebe».

Sie ist es, die uns in Wehmut und Schmerz zu immer neuer dankbarer Freude führt und uns erhält.

Amen